

SPIEGEL
Bestseller-
Autor

JO

NESBØ



INSEL

DER

RATTEN

ullstein  ROMAN

Jo Nesbø
Insel der Ratten

JO NESBØ

Insel der Ratten

Roman

Aus dem Norwegischen
von Günther Frauenlob

Ullstein

I

Die Leine einer Fahnenstange schlägt träge im Wind. Ich lasse meinen Blick über die Stadt gleiten. Sie wirkt so seltsam friedlich. Andererseits ist das nur logisch. Vom Dach eines neunzigstöckigen Wolkenkratzers sieht man die ameisenartigen Menschen nicht, die in panischer Flucht durch die Straßen hetzen. Man hört weder die Schreie derjenigen, die niedergeschlagen werden, noch ihr Flehen um Gnade oder das Klicken des sich hebenden Hahns. Nur die Schüsse hört man und das Brüllen eines einzelnen Motorrads. Jetzt, da es langsam dunkel wird, sieht man auch die Feuer, wobei sie von hier oben alle recht malerisch und unbedeutend aussehen. Die brennenden Autos sind wie die Laternen einer Stadt, in der seit über einem Jahr keine Straßenbeleuchtung mehr funktioniert.

Nicht weit entfernt knattert eine Maschinengewehrsalve. Die Schützen sind jung, wissen inzwischen aber, wann sie aufhören müssen, damit die Waffen nicht zu heiß werden. Sie haben gelernt, was

es braucht, um in dieser Zeit zu überleben. Oder genauer gesagt: etwas länger zu leben als die Menschen, die dasselbe wie sie brauchen – Lebensmittel, Waffen, ein Dach über dem Kopf, Benzin, Kleidung, Drogen und eine oder mehrere Frauen, um die Gene des Mannes weiterzugeben. Das dort unten ist – um ein Klischee zu bemühen – ein Dschungel. Und dieser Dschungel kommt nicht mit jedem Tag näher, der vergeht, sondern mit jeder Stunde. Ich rechne fest damit, dass auch das Gebäude, auf dem wir stehen, bis zum Morgengrauen ein Teil davon geworden ist.

Von hier oben werden gerade die Reichsten der Reichen, die wenigen, die sich das Ticket leisten konnten, evakuiert. Die Elite. Ich stehe da und betrachte die verbliebenen vierzehn Menschen. Sie starren ungeduldig in Richtung Bucht, aus der die Militärhelikopter kommen und sie im Pendelverkehr zum Flugzeugträger New Frontier fliegen sollen. Das Schiff hat Platz für 3500 Menschen und ausreichend Lebensmittel, Medikamente und auch alles andere an Bord, was es braucht, um in den nächsten vier Jahren keinen Hafen anlaufen zu müssen. Es legt noch heute Nacht ab und wird auf unbestimmte Zeit auf See bleiben. Ich weiß nicht, was die Tickets kosten, nur dass diese für Frauen etwas günstiger sind, da irgendwann beschlossen wurde, gleich viele Menschen jeden Geschlechts mitzunehmen. Eine Arche

Noah der Elite, wobei das so nie jemand laut ausgesprochen hat.

Vor mir steht mein Jugendfreund Colin Lowe. Seine Frau Liza und seine Tochter Beth stehen etwas weiter vor ihm, direkt am Landeplatz, und halten nach dem Helikopter Ausschau. Colin ist einer der reichsten Gründer des Landes, ihm gehören Internetseiten, Firmen und Immobilien, so auch der Wolkenkratzer, auf dem wir stehen. Trotzdem haben sie nicht einmal dreißig Minuten gebraucht, um das zusammenzupacken, was sie mitnehmen wollen. Das hat er mir gerade anvertraut.

»Alles, was ihr braucht, ist da«, versichere ich ihm.

Die Stimmung hier oben auf dem Dach ist nervös und hektisch, aber auch seltsam optimistisch. Um den Landeplatz herum und an der Tür stehen Männer einer schwer bewaffneten, uniformierten, privaten Miliz, die von Colin und der Lowe Inc. bezahlt werden. Unten im Erdgeschoss und bei den Fahrstühlen sind weitere Männer postiert. Sie sollen die Menschen aufhalten, die auf der Flucht vor den Banden oder in der Hoffnung, mit dem Helikopter an Bord der New Frontier zu kommen, das Gebäude zu stürmen versuchen. Man kann ihnen kaum zur Last legen, diesen Versuch zu unternehmen, wie man auch denen, die sie aufhalten, keinen Vorwurf machen kann. Wir alle kämpfen ums Überleben, unser

eigenes und das unserer Nächsten, das ist ganz natürlich.

Als ich gegen Mittag hierherkam, roch es in den Straßen nach Furcht und Verzweiflung. Ich sah, wie ein Mann in einem teuren Anzug einer der Wachen am Eingang einen Aktenkoffer voller Geld bot, aber die Wache wies ihn ab. Vielleicht weil es Zeugen gab, vielleicht aber auch, weil das Geld schon morgen nichts mehr wert sein kann. Direkt hinter ihm kam eine hübsche Frau mittleren Alters, die mir irgendwie bekannt vorkam. Sie bot sich der Wache an und erinnerte den Mann, in welchen Filmen sie gespielt hatte.

»Nicht mehr lang, und wir haben die vollkommene Entropie«, sagt Colin.

»Du weißt ganz genau, dass ich mit solchen Worten nichts anfangen kann«, erwidere ich.

»Das zweite thermodynamische Gesetz.«

»Sagt mir nichts.«

»Wisst ihr Juristen eigentlich überhaupt nichts?«

»Nur, wie man hinter den Ingenieuren aufräumt.«

Colin lacht. Mit diesen Worten hatte ich unsere fünfzehnjährige symbiotische Partnerschaft in der Lowe Inc. zusammengefasst.

»Entropie«, sagt Colin und lässt den Blick über die Dächer der Stadt schweifen, die sich wie eine stachelige Silhouette vor dem im Meer verschwindenden

Sonnenlicht abheben. »Entropie bedeutet, dass in einem geschlossenen System mit der Zeit alles kaputtgeht. Wenn du eine Sandburg baust, werden Wind und Wetter sie am nächsten Tag verändert haben. Sie haben den Sand nicht durch etwas Anderes, Fantastisches ersetzt, sondern alles abgeschliffen und langweilig gemacht. Grau und leblos. Ohne Seele. Das ist Entropie, Will. Das Nichts. Und das ist das universellste Naturgesetz von allen.«

»Das Gesetz über die Gesetzlosigkeit«, sage ich.

»In der Sprache der Juristen.«

»So reden Philosophen. Hobbes meinte, dass wir ohne Gesetze, ohne einen Gesellschaftsvertrag in ein Chaos gestürzt würden, das schlimmer als die schlimmste Diktatur ist. Und ich habe das Gefühl, dass er recht haben könnte.«

»Leviathan ist da«, erwidert Colin.

»Was bedeutet Leviathan?«, fragt Colins Tochter Beth, die zu uns getreten ist, ohne dass wir es bemerkt haben. Sie ist siebzehn, drei Jahre jünger als ihr Bruder Brad, der irgendwo dort draußen unterwegs ist. Sie sieht Amy, meiner eigenen Tochter, so verdammt ähnlich, aber nicht nur deshalb kommen mir die Tränen, wenn ich sie ansehe.

»Das ist eine Geschichte über ein Seeungeheuer, das es nicht gibt«, sage ich, als Colin ihr die Antwort schuldig bleibt.

»Und wie kann das dann hier sein?«

»Das ist nur so ein Bild, Schatz.« Colin nimmt seine Tochter fest in die Arme. »Ein bekannter Philosoph hat diesen Ausdruck geprägt, um eine Gesellschaft jenseits von Gesetz und Ordnung zu beschreiben.«

»So wie hier?«, fragt Beth.

Ein Mann in Uniform kommt auf uns zu. Colin räuspert sich. »Kümmere dich mal um Mama, Beth, die steht da so allein, ich bin auch gleich da.«

Sie geht folgsam zu ihrer Mutter.

»Lieutenant?«, sagt Colin.

»Mister Lowe«, beginnt der Uniformierte. Er hat dicke, kurz geschnittene graue Haare, und aus seinem Funkgerät sind ein Knacken und eine aufgeregte Stimme zu hören. »Mein Einsatzleiter im Erdgeschoss meldet, dass er Schwierigkeiten hat, die Leute weiterhin aufzuhalten. Sie drängen mit Macht ins Gebäude. Sollen wir scharfe Munition einsetzen?«

»Sind es die Banden, die sich Zutritt verschaffen wollen?«, fragt Colin.

»Nein, in der Regel ganz normale Leute. Sie hoffen auf einen Platz im Helikopter.«

»Die Armen. Schießen Sie also nur, wenn es absolut nötig ist.«

»Okay, Sir.«

»Wann wird der Helikopter hier sein?«

»Der Pilot meint, dass sie in rund zwanzig Minuten da sind.«

»Okay, halten Sie uns auf dem Laufenden, damit dann auch alle zum Einstieg bereit sind.«

»In Ordnung, Mister Lowe.«

Während der Lieutenant sich von uns entfernt, spricht er in sein Funkgerät: »Verstehe, Sergeant, aber die Order lautet, nur im absoluten Notfall zu schießen. Verstanden? Ja, halten Sie die Stellung und ...«

Die Worte verklingen, und nur noch das Klatschen der Leine an der Fahnenstange und die Sirene eines Polizeiwagens sind zu hören, die aus den dunklen Straßen zu uns nach oben schallt. Colin weiß so gut wie ich, dass das keine Polizisten sind. Seit über einem Jahr trauen sie sich nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr auf die Straße. Viel wahrscheinlicher ist, dass im Fahrzeug vier mit Maschinengewehren bewaffnete junge Männer sitzen, die gerade so viele Drogen genommen haben, dass die Reflexe noch intakt sind und sie alles mitbekommen, alle Hemmungen aber betäubt sind. Wobei betäubt? Eigentlich gibt es längst keine Hemmungen mehr, weder bei diesen Raubtieren noch bei der übrigen Bevölkerung. Der Begriff »grenzüberschreitende Handlungen« macht keinen Sinn mehr, wenn alle Grenzen aufgehoben sind.

Vielleicht ist das die einzige Entschuldigung für das, was ich getan habe.

Ich höre noch immer das Motorrad, es muss ein Loch im Vergaser haben oder wie dieses Ding heißt.

Ich gebe Gas, rase über die leere Avenue in Richtung Süden, in Richtung Schlachthof.

Das Einschussloch im Auspuff lässt die Maschine dröhnen, ich muss das reparieren, und ich brauche Benzin. Die Nadel der Anzeige steht auf Rot, es ist nicht mal sicher, dass ich damit noch ankomme. Man will um keinen Preis mitten in der Nacht ohne seine Gang im Zentrum liegen bleiben, sonst ist man plötzlich selbst das Beutetier. Aber okay, solange ich Benzin habe, solange dieser Motor läuft, stehe ich in der Nahrungskette noch ein ganzes Stück weiter oben, denn hinter mir, oben am Hang, habe ich gefunden, was ich gesucht habe. Die Lücke. Den Riss in der Festung. Vielleicht werden alle in der Villa in ein paar Stunden sterben, vielleicht aber auch nicht. Dieses Urteil fälle nicht ich, ich bin nur der Bote.

Das Dröhnen der Maschine hallt zwischen den verlassenen, hohen Bürogebäuden wider. Gebe ich zu viel Gas, ist der Tank zu schnell leer, doch je weiter ich ins Zentrum komme, desto größer ist das Risiko, in Schwierigkeiten zu geraten. Das ist mir vor dem Lowe-Gebäude mehr als deutlich geworden. Ich bin nur ein biss-

chen langsamer geworden, und schon hat der Mob versucht, mich vom Motorrad zu reißen. Die Menschen sind wie Tiere. Sie sind verzweifelt, wütend und voller Angst. Verdammt, was ist nur mit dieser Stadt passiert, mit diesem wunderbaren, großartigen Land?

II

»In achtzehn Minuten kommt der Helikopter«, ruft der Leutnant.

»Eintausendachtzig Sekunden«, sagt Colin. In Kopfrechnen war er schon immer besser als ich.

Es ging rasend schnell von der Entdeckung des Virus bis zum Ausbruch der Pandemie und dem Moment, in dem das vollkommene Chaos ausbrach und sich alles aufzulösen begann.

Die Menschen starben wie die Fliegen. Erst infolge der Krankheit, dann bedingt durch die wirtschaftliche Situation und schließlich, weil auch alle politischen und sozialen Institutionen versagten. Natürlich traf die Pandemie die Ärmsten am härtesten, wie bei allen negativen Sachen. Aber erst als die Nahrung knapp wurde, kippte die Situation derart, dass wir sie als Gesellschaft nicht mehr kontrollieren konnten. Der Kampf um die Ressourcen wurde zu einem Kampf zwischen denen, die etwas haben, und denen, die nichts haben. Erst zwischen Arm und Reich, dann zwischen Arm und Arm und schließlich

zwischen Nachbarn aller Gesellschaftsschichten. Irgendwann waren nur noch Freunde und Verwandte nicht verfeindet. Die Regale der Lebensmittelläden waren leer, und dann waren auch die Waffenläden ausverkauft, wobei die Produktion von Pistolen und Gewehren als Letztes zusammengebrochen war. Die bereits zuvor angeschlagenen staatlichen Kontrollbehörden waren total kollabiert. Die Reichsten verschanzten sich in Häusern und Villen auf dem Land, gerne an hoch gelegenen Orten, die leichter zu verteidigen waren. Ein paar extrem Reiche, wie Colin Lowe, die den Kollaps lange vor Ausbruch der Pandemie vorhergesagt hatten, sicherten sich im Vorfeld ganze Gebäudekomplexe oder Inseln, wo sie sich selbst versorgen und mit Hightech-Waffen und eigenen Milizen verteidigen konnten. Paradoxerweise half das Virus ihnen im Kampf gegen diejenigen, die für sie die größte Bedrohung darstellten: die Masse an Armen und Verzweifelten. Denn das Virus übertrug sich nahezu ungehindert in Häusern, in denen Menschen dicht an dicht lebten und niemand eine Krankenversicherung oder die finanziellen Möglichkeiten hatte, sich an die von den Behörden vorgeschlagenen Quarantäneregeln zu halten. Als die Pandemie schließlich abflachte und zu einem kleineren Problem wurde als die Plünderungen, traf es mit einem Mal die Menschen am härtesten, die noch ein

bisschen was hatten, sich aber nicht verteidigen konnten. Und nachdem ihnen alles genommen worden war, wurden auch viele dieser Menschen zu Plünderern. Es war wie eine zweite Seuche. Armut, Verzweiflung und Gewalt waren ansteckend.

Zu Beginn der Pandemie war ich Leiter der juristischen Abteilung einer der IT-Gesellschaften von Colin. Das Virus kam aus dem Osten, von der anderen Seite des Landes her, schwappte aber so schnell über uns, dass wir, die große Gruppe der in Sicherheit lebenden Mittelschicht, gar nicht mehr reagieren konnten.

Fünf Jahre zuvor, als Colin mir die Insel der Ratten gezeigt hatte – die kleine, gerade einmal zehn Hektar große Gefängnisinsel unweit des Flughafens –, hatte ich ihn damit aufgezogen, ein Doomsday Prepper zu sein, einer dieser paranoiden Verrückten, die sich immer auf das Schlimmstmögliche vorbereiten und wirklich daran glauben, irgendwann auf eigene Faust zurechtkommen zu müssen. Dass es gerade in diesem Land so viele davon gibt, hat sicher mit unserem Freiheitskult zu tun, der Vorstellung, dass man seines eigenen Glückes Schmied ist und von niemandem aufgehalten werden darf, auf seinem Weg aber auch keine Hilfe erfahren wird.

»Reine Vernunft«, hatte er geantwortet, als ich ihn gefragt hatte, ob das nicht an Paranoia grenze. »Ich

bin Ingenieur und Programmierer. Menschen wie ich sind keine Hysteriker, die an das nahe Ende der Welt glauben. Wir berechnen lediglich die Wahrscheinlichkeit, ob etwas Unwahrscheinliches eintreffen könnte, genau wie bei unserer Arbeit auch. Denn eines ist sicher, über lange Sicht gesehen – über wirklich lange Zeit – wird alles, absolut alles geschehen. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Regeln und die Ordnung der Gesellschaft noch zu meinen Lebzeiten zusammenbrechen, ist nicht groß, aber auch nicht verschwindend klein. Multipliziere ich diese Wahrscheinlichkeit damit, was mich ein solcher Zusammenbruch wirtschaftlich und in puncto Lebensqualität kosten würde, erhalte ich den Preis, den ich bereit sein sollte, für eine Versicherung zu zahlen. Dieser Kauf ...«, er hatte die Hand gehoben und in Richtung der kargen Felseninsel mit den leeren Betongebäuden gezeigt, die einmal erbaut worden waren, um Mörder ein- und nicht auszusperrn, »... ist ein Schnäppchen, wenn ich dafür als Gegenleistung ein bisschen besser schlafen kann.«

Damals wusste ich noch nicht, dass er da drüben bereits Schränke voller Waffen hatte. Oder dass die Laseroperationen gegen Kurzsichtigkeit, die er und einige seiner Direktorenfreunde hatten machen lassen, nichts mit Eitelkeit zu tun hatten, sondern mit der Aussicht, dass es schwer sein würde, Brillen oder

Kontaktlinsen zu bekommen, wenn die Weltordnung erst einmal zusammengebrochen war. Ein scharfer Blick ist von entscheidender Bedeutung, wenn der Kampf ums Überleben uns der Steinzeit etwas nähergebracht hat.

»Es gibt keinen Grund, nicht vorbereitet zu sein, Will. Wenn nicht aus einem anderen Grund, dann wenigstens für deine Familie.«

Aber ich war nicht vorbereitet gewesen.

Es stimmt nicht, dass die Plünderungen begannen, als die Behörden den Entschluss fassten, die Gefängnisse zu öffnen, in denen das Virus dank der fehlenden Isolation frei kursierte und jeden Gefangenen faktisch zu einem Todeskandidaten machte. Die entlassenen Häftlinge waren gar nicht zahlreich genug, um allein verantwortlich für dieses Chaos zu sein. Es war das mit diesem Entschluss verbundene Gefühl. Der Eindruck, dass die Behörden die Kontrolle verloren, die Ordnung aufgehoben worden war und wir schon bald alles an uns reißen mussten, was wir kriegen konnten, bevor die anderen es taten. Es war auch nicht so, dass wir nicht gesehen oder verstanden hätten, was geschah. Das Ganze basierte nicht auf irrationaler Furcht. Wir wussten, dass wir, wenn es uns gelang, die Pandemie hinter uns zu lassen – in einigen Ländern gingen die Zahlen ja schon zurück –, zu unserem alten Leben zurückkehren

könnten. Wir wussten aber auch, dass die Furcht mächtiger geworden war als das Gemeinschaftsgefühl und die Vernunft des Rudels. Nicht Massenhysterie, sondern einfach der Mangel an Rudelverhalten führte dazu, dass jeder von uns individuelle Entscheidungen traf, die für ihn und seine Nächsten rational und vernünftig erschienen, für die Gemeinschaft aber katastrophal waren.

Andere wurden aus blanker Not zu Plünderern oder Gewalttätern.

Und wieder andere – wie Colins Sohn Brad – aus reiner Lust.

Brad Lowe hatte von klein auf ein kompliziertes Verhältnis zu seinem Vater. Als Erstgeborener war er derjenige, der Colins Lebenswerk weiterführen sollte. Das aber war eine Aufgabe, der Brad ganz einfach nicht gewachsen war. Er hatte weder den Intellekt seines Vaters noch dessen Ausdauer. Außerdem fehlten ihm die Visionen und der Wille seines Vaters, die Welt zu verändern. Er hatte auch nicht Colins gewinnendes Wesen und dessen Fähigkeit, andere mit seinem Enthusiasmus anzustecken. Wohl aber hatte Brad Colins zeitweise grenzenlosen Egoismus geerbt, wie auch dessen Bereitschaft, die Rücksicht auf andere beiseitezuschieben, um seine Ziele zu erreichen. So hatte Brad mit dem Geld seines Vaters den Fußballtrainer bestochen, um einen Platz in der Schul-

mannschaft zu bekommen, obwohl dafür ein talentierterer Spieler weichen musste. Später hatte er Geld, das sein Vater ihm für ein Hilfsprojekt für finanziell schlechter gestellte Studenten gegeben hatte, das Brad angeblich mit ein paar Freunden gegründet hatte, für Drogen, Frauen und extravagante Feste in einem gemieteten Haus außerhalb des Campus ausgegeben. Erst als der Rektor Kontakt zu Colin aufgenommen und ihm erklärt hatte, Brad habe ihn körperlich bedroht, nachdem herausgekommen war, dass er Examenszeugnisse gefälscht hatte, von Examen, an denen er nicht einmal teilgenommen hatte, war Colin bereit gewesen, ihn aus dem College zu nehmen.

In jenem Sommer war Brad als der ultimative Verlierer nach Hause zurückgekehrt. Mir tat er einfach nur leid. Unsere Familien verbrachten die Ferien zusammen in einer luxuriösen Berghütte. Über viele Jahre hinweg hatten wir uns die Kosten geteilt, bis Colin die Hütte irgendwann gekauft hatte. Die Stimmung zwischen Vater und Sohn war mehr als schlecht, was auch uns anderen den Zugang zu Brad beinahe unmöglich machte. Dabei war Brad kein Junge ohne Gefühle, im Gegenteil, er hatte zu viele davon. Er liebte und bewunderte seinen Vater. So war es schon immer gewesen, und diese Liebe war für alle offensichtlich. Viel offensichtlicher als die Liebe des Vaters

zu seinem Sohn. In jenem Sommer schwankte Brad zwischen Verzweiflung, Wut, Gleichgültigkeit und einer Aggression, die er gegen alle richtete, die nicht taten, was er wollte, egal ob Familie, wir oder die Angestellten in der Berghütte. In dieser Zeit habe ich Colins zweites Gesicht in Brad erkannt. Ein Gesicht, das immer dann zum Vorschein kommt, wenn Colins mitreißender Charme und seine Intelligenz nicht ausreichen, um Menschen von sich zu überzeugen. Er kann dann einem Impuls folgend einfach einen nervigen, kleinen Konkurrenten aufkaufen, dessen Gesellschaft liquidieren und alle Angestellten in die Arbeitslosigkeit schicken. Mehr als einmal habe ich Colins Pläne aus juristischen Gründen kassiert, woraufhin er mich vor Wut beinahe entlassen hätte. Ich weiß, wie bedrohlich er wirken kann, und kenne den schwarzen Blick, den er schon als Kind hatte, wenn etwas nicht nach seinem Willen ging.

Bis er bekam, was er wollte.

Ich glaube, Brad hatte erkannt, dass man seinen Willen mit Gewalt, Drohungen und schierer Macht durchsetzen konnte, wenn man alle Hemmungen fallenließ. So hatte er auch die Winston-Brüder aus der Nachbarhütte dazu gebracht, gemeinsam mit ihm die alte Garage von Ferguson anzustecken. Hätten sie es nicht getan – so die gleichlautenden Aussagen der Brüder im Polizeiverhör –, hätte Brad